Den eigenen Lebensraum neu gestalten. Hannover 2009 © Cornelia Suhan

Wissens- und Warenaustausch unter den GärtnerInnen in Hannover © Cornelia Suhan

Die Rückkehr der Gärten in die Stadt

von Dr. Christa Müller

In Städten wie Paris, Barcelona, London oder Berlin entstehen seit einigen Jahren Community Gardens, Jardins Partagés, City Farms, Huertos Comunitarios, Interkulturelle Gärten, Nachbarschaftsgärten, Bewohnergärten und andere Formen der Gemeinschaftsgärten. Nachdem jahrzehntelang Gesellschaftsdiagnosen wie „Freizeitgesellschaft“ und „Erlebnisgesellschaft“ die Debatte dominierten und als Synonyme für gesellschaftlichen Fortschritt standen, scheint sich nun das Blatt zu wenden. Seit geraumer Zeit tauchen immer mehr Akteure im öffentlichen Raum auf und begrünen, ohne zu fragen, die Straßen, in denen sie wohnen, pflegen Baumscheiben, entmüllen brachliegende Flächen und übernehmen städtische Parks in Eigenregie.

Der Anspruch auf Gestaltung des eigenen Umfelds beginnt häufig im Gemüsebeet. Gesunde Lebensmittel mitten in der Stadt anzubauen, sie mit anderen zu tauschen und zu teilen und möglichst auch vor Ort gemeinsam zu essen und zu feiern, das ist ein ungewöhnlicher Trend, der die europäischen Städte seit einigen Jahren jenseits der schon länger bekannten Kleingartenkolonien bereichert. Er wurzelt in neuen Formen der Vergemeinschaftung, die keine traditionellen, sondern zeitgemäße Situierungen aufweisen: Zugehörigkeit zu sozialen Netzwerken, neue Erfahrungen von Heimat, Wertschätzung von Wahlverwandtschaften und Freundschaft, die Fähigkeit zur Ruhe zu kommen, ein gutes Essen oder einfach den Moment genießen zu können.

Auch die längerfristig angelegte sinnliche Erfahrung, Lebensmittel selbst anzubauen und zu ernten, darüber Wachstumszyklen beobachten und sich als produktiven Teil der städtischen Natur wahrnehmen zu können, hat in der zunehmend virtuell gesteuerten sozialen Welt Konjunktur.

Es geht um mehr als nur die Versorgung mit Obst und Gemüse

Eins der derzeit bekanntesten Beispiele sind die Interkulturellen Gärten, die das Einwanderungsland Deutschland bereits seit gut 15 Jahren bereichern (www.stiftung-interkultur.de). In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit Zuwanderungsgeschichte gemeinsam mit Herkunftsdeutschen auf eigenen kleinen Parzellen Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus, backen Brot im Lehmofen, imkern, kochen, grillen und feiern zusammen.

Auch wenn dieses Aktivitätenportfolio vielfältig und komplex anmutet: die versorgungsorientierten Tätigkeiten allein reichen nicht aus. Sie sind aber ein idealer Ausgangspunkt dafür, um mehr als den Boden und seine Früchte zu bearbeiten: Es gilt nämlich auch, Differenzen und Gemeinsamkeiten zu entdecken, zu deuten, auszudrücken, wertzuschätzen. Dabei kann ein neues „Wir“ entstehen im interkulturellen Zwischenraum.

Genau hierin liegt das Potenzial von Interkulturellen Gärten: Die Menschen bringen ihre Kenntnisse ins Spiel, sie erwirtschaften Überschüsse, die sie verschenken oder tauschen können. Sie machen die Erfahrung, dass das, was sie können und wissen, plötzlich wieder eine Rolle spielen kann, dass z.B. ihr von zu Hause mitgebrachtes Wissen über Heilkräuter, über Saatgutvermehrung, über die Zubereitung von Wildgemüse oder über biologische Methoden des Umgangs mit Pflanzenschädlingen hier plötzlich wieder auf Anklang stößt und sich womöglich auch Journalisten, Forscherinnen oder Umweltaktivisten dafür interessieren.

Technik und Wissen aus der Heimat ist plötzlich von Interesse

Interkulturelle Gärten ermöglichen ihre notwendigen Freiräume, indem sie sich nur auf die nötigsten Regeln und Vorgaben beschränken. Wer biologisch wirtschaftet und die anderen Gärtnerinnen und Gärtner respektiert, kann auf der eigenen Parzelle nach eigenem Gusto wirken. Die Gärtnerinnen und Gärtner mit Migrationshintergrund versuchen meistens, Saatgut aus ihren Herkunftsregionen zu erhalten. Sie wollen sehen, ob die Pflanzen, die ihnen noch aus ihrer Kindheit vertraut sind und die wie sie weit migriert sind, auch in Deutschland wachsen.

Benötigen sie vielleicht weniger Wasser, mehr Sonne oder auch mehr Zuspruch? Und plötzlich kann man sehen, die Pflanze hat nicht dieselben Bedingungen hier, und sie wächst vielleicht auch nicht ganz so gerade und üppig wie in ihrer Herkunftsregion, aber sie wächst. Menschen beobachten sich selbst im Spiegel der Pflanzen.

Die Interkulturellen Gärten sind Sozialräume, in denen mehrere Altersgruppen und Generationen Zeit und Raum miteinander teilen. Besonders attraktiv sind sie für Familien mit kleinen Kindern und für ältere Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte. Dass mehrere Generationen den gleichen (halb-) öffentlichen Sozialraum bevölkern, ist in der modernen Gesellschaft eher selten. In Interkulturellen Gärten beschränkt sich die regelmäßige intergenerative Begegnung nicht auf die eigene Familie, sondern bietet auch Möglichkeiten für „Wahlverwandtschaften“. Damit wird der Blickwinkel aller Beteiligten interkulturell geweitet. Es tut Kindern gut, wenn sie Erwachsene kenntnisreich und engagiert gärtnern sehen. Erfahrungen wie diese werden oft viele Jahre später wieder „ausgepackt“ und angeschaut. Oder sie wirken als Bilder ein Leben lang und leisten einen Beitrag dazu, Menschen nachhaltig für Natur und Fürsorge zu sensibilisieren.

Integrative Wirkung über den Gartenzaun hinaus

Ein Stück Natur zu bearbeiten ist manchmal der erste Schritt, die eigenen Lebensumstände wieder mehr selber zu gestalten. Dieser erste Schritt kann dann bald von weiteren begleitet sein: Zu gesundheitsfördernden Lebensbedingungen gehört neben gutem Essen, einer möglichst grünen Umgebung und guter Luft auch die Teilhabe an der gesellschaftlichen und politischen Willensbildung, die in einem Gartenprojekt ihren Anfang nehmen kann. Eine wichtige integrative Wirkung von Interkulturellen Gärten ist, dass sie über den Gartenzaun hinaus Wirkung entfalten. So engagieren sich in einigen Städten Mitglieder aus Interkulturellen Gärten in Integrationsbeiräten und Stadtteilzentren.

In vielen Gärten ist zu beobachten, dass die Übergänge von der Parzelle ins Stadtviertel fließend sind. Grenzt ein Interkultureller Garten an eine Schule, liegt es auf der Hand, den Schulkindern ein eigenes Beet anzubieten und mit ihnen die Zyklen der Natur zu studieren. Liegt ein Altersheim in der Nähe, werden vielleicht beim gemeinsamen Teetrinken Pläne für intergenerationelles Gärtnern und den damit verbundenen, oftmals äußerst fruchtbaren Wissenstransfer geschmiedet.

Der Austausch auf räumlicher und institutioneller Ebene führt über kurz oder lang dazu, dass die GärtnerInnen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte ihr Viertel mit neuen Augen sehen. Nämlich mit den Augen derjenigen, die mitgestalten. Insofern verändern sich nicht nur die eigenen Parzellen, die umgegraben und immer wieder neu bepflanzt werden. Auch das Stadtviertel verändert sich, zuerst in der Wahrnehmung. Es wird zum Beziehungsgeflecht, das Wiedererkennen ermöglicht. Man trifft sich auf der Straße, man grüßt sich, man wechselt ein paar Worte. Davon profitieren nicht nur die Einzelnen, sondern auch das Ganze: Die Stadt lebt von aktiven und kreativen BewohnerInnen, die sich den Nahraum aneignen und das Stadtviertel aufwerten; z.B. indem sie aus vermüllten Brachen blühende Gärten und beliebte Treffpunkte machen, die für die Vielfalt der Gesellschaft offen sind.[1]

1 Christa Müller: Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse, oekom Verlag: München 2002

DR. CHRISTA MÜLLER
ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München.